brach mit dem Erscheinen ihres Kaisers die helle, strahlende Sonne durch. Denn er verkörperte das, was die Masse zu ihrer Begeisterung braucht: Macht, Größe, aus Blut gewachsener Ruhm, ergebene Gegenwart und dienstbar sich öffnende Zukunft. In den Pausen seines Eroberungszuges durch die Welt sah er sich gerne in seinem engeren Hause um, besuchte die Departements, um sich von Ordnung und Recht, Gesinnung und Weise seiner Untertanen ein unverfälschtes Bild zu verschaffen. Es war nun für die Zonser eine herbe Zeitung, eines Tages zu vernehmen, daß der strahlende Kriegsgott auf seiner Besichtigungsfahrt durch das Roerdepartement, welches die Bezirke Aachen, Köln, Krefeld und Kleve umfaßte, auch Dormagen mit seinem Besuche beehren wolle. Dormagen, diese simple Dorfmaid neben der adeligen Rittersfrau, Zons genannt! Hatte diese kleine, noch immer schmucke Festung nicht als erste im ganzen Kanton den Freiheitsbaum erhalten? Man erwog eine Bittschrift an den Kaiser, die seine Besichtigungsfahrt in das alte, ruhmreiche Städtchen lenken sollte, aber die Zeit war schneller als der Entschluß und der Korse bereits von Düsseldorf gen Köln unterwegs. Dormagen aber lebte und bebte im Empfangstaumel.

Napoleon besucht Dormagen

Die Einwohner wußten, was sie der großen Auszeichnung schuldig waren. Mit Triumphbogen aus Tannengrün und einem schön gemalten Willkomm in der Mitte schmückten sie Eingang und Ausgang ihres Dorfes, ließen die neuen, französischen Fahnen an langem Maste aus den Dachluken wehen, zierten die Fronten ihrer Häuser mit Kränzen aus Buchsbaum, genadeltem Grün und papierenen Blumen, säumten die Straßen mit Heckengrün, das die Hakenbroicher in ganzen Karrenladungen aus dem Mühlenbusch herbeigefahren, und bestreuten schließlich auch noch die Straßen mit Laub und Blumenblättern, als sollte das Allerheiligste darübergetragen werden.

Es wogte und wimmelte von Menschen, die aus der ganzen Umgegend, selbst aus dem Bergischen herbeigeströmt waren. Auch Zons hatte, aus seinem Schmollwinkel heraustretend, seine Bewohner zu den beneideten Nachbarn geschickt, und nun standen und staunten sie, lobten die Zier der Häuser und insbesondere den Triumphbogen am Portal der Kirche, der 36 Fuß in die Höhe maß und in einem schön gemalten Spruch Gottes Segen auf den Eroberer herabflehte. Sie schauten und staunten und liehen ihr Ohr dabei der eifrig diskutierten Zeitung, daß ein aus Düsseldorf verschriebenes Musikkorps bereits in Dormagen eingetroffen, und daß der rührige Bürgermeister oder Maire 150 erlesene Pferde aus dem Kanton habe aufbringen lassen, den Kaiser zu ehren und, falls sein Gelüste danach ginge, sie ihm als Angebinde zu überlassen.

Dormagen warf mit der Wurst nach der Speckseite

Die Wogen der Erwartung schwollen und stiegen ins kaum noch Erträgliche, als endlich Böllerschüsse die Ankunft Bonapartes verkündeten und er bald darauf, sitzend in einer offenen Kutsche und gefolgt von seinem glänzenden, berittenen Stabe, vor der Ehrenpforte haltmachte. Er stieg aus, stramm, klein, den bekannten Dreispitz auf dem Kopfe, das stets verborgene eigentliche Gesicht hinter der herrischen, in schwaches Wohlwollen sich jetzt auflockernden Maske des Siegers und Diktators. Nach der fast stammelnd geführten und ebenso zu Ende gebrachten Begrüßungsansprache des Maires überreichten vier weißgekleidete Mädchen einen fülligen, in greller Buntheit flackernden Blumenstrauß, wie er in den bäuerlichen Gärten wächst, und präsentierten ihm alsdann den Ehrenwein in schön geschnittenem Pokale. Der Kaiser trank in sichtlichem Durst den Wein in einem Zuge und nahm dann mit leichter Falte zwischen den Brauen die Bittschrift entgegen, die die schönste der Maiden ihm überreichte und die von dem Maire, dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand unterschrieben war. Eine Bittschrift — nun, wer wollte es den rührigen Dormagenern verargen, wenn sie, wie es auch anderswo und zu allen Zeiten zu geschehen pflegt, mit der Wurst nach der Speckseite warfen. Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger als einen kaiserlichen namhaften Zuschuß zum Bau einer neuen Kirche. Man lud ihn also ein, denn wozu, so stand es denklich in den Augen der ihn gespannt Beobachtenden zu lesen, hätte man sonst den kolossalen Triumphbogen am Kirchenportal errichtet? — Der Kaiser las langsam, und als sein Blick sich endlich hob, war die Falte zwischen den Brauen verschwunden, und er nickte lächelnd Gewährung in die erglühenden Mädchengesichter. Da erhob sich ein vieltausendstimmiges — die Zahl verantwortet der Chronist — „Vive l'empereur!", das sich ununterbrochen wiederholte, als der Kaiser nun wieder seine Kutsche bestieg und mit seinem Gefolge langsam durch das festlich geschmückte Dorf in Richtung Worringen sich bewegte, gefolgt von dem Maire, dem Adjunkten und den Munizipalräten, die ihm das Ehrengeleite gaben.

Worringen kredenzte Weihwasser

Am Eingange Worringens wiederholte sich die Dormagener Zeremonie mit Blumenstrauß, Ehrentrunk und Glockengeläute, nur fehlte diesmal die Bittschrift, was wohl den Gast bewog, auf seiner langsamen Fahrt durch das Dorf vor dem ebenfalls mit einer Ehrenpforte geschmückten Gotteshaus haltzumachen. Hier empfing ihn der Pfarrer mit seinen beiden Vikaren und reichte ihm nach kurzem, ehrerbietigem Gruß unter Glockengeläute, Böllerschüssen und den Heilrufen der Menge das Weihwasser. Nach dieser von dem Korsen mit unbewegtem Gesicht entgegengenommenen sakralen Handlung fuhr er, von seinem Stabe gefolgt, in schnellem Tempo weiter und nahm den Weg nach Köln. Ob er das „Vive l'empereur!" der noch ein Stück weit mitlaufenden und dann zurückebbenden Menge noch vernahm, ist nicht gewiß. —

Es war ein unvergleichlicher Tag, er gab langanhaltende Nahrung für erlebnis- und glanzhungrige Menschen und reichte hin für eine Reihe von Jahren. M. E. Kirchhoff-Werle

Hundert Jahre Lehmkrieg

Am 30. März 1672 wurde zwischen dem Pfarrer Wilhelm Enck und einer großen Zahl Kirchgustorfer Einwohner der folgende notariell beglaubigte Vertrag abgeschlossen: Der Pastor erhält wie jeder andere Kirchgustorfer Bürger alljährlich seine zwei Geviertruten Torf. Diejenigen Nachbaren (Einwohner), die kein eigenes Land haben, (und ihrer waren damals sehr viele), dürfen alljährlich auf den Pastoratsländereien eine oder zwei Karren Lehm stechen. Sie sollen aber dabei möglichst Schaden verhüten und müssen deshalb das Loch mit fruchtbarem Grund zuwerfen und einebnen, sodaß der Pflug ungehindert darüber gehen kann. Stoppelland eignet sich am besten zum Lehmstechen, dagegen soll das Land, auf dem zur Saat gebaut wird, ausgenommen sein. Halten die Kirchgustorfer diese Bedingungen nicht ein, so kann der Pfarrer den Vertrag kündigen. Alljährlich am Tage des Send- oder geistlichen Gerichtes sollen darum die Abmachungen zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden. — Unterschrieben ist der Vertrag vom Pfarrer, 32 Bürgern, 5 Zeugen und dem Notar.

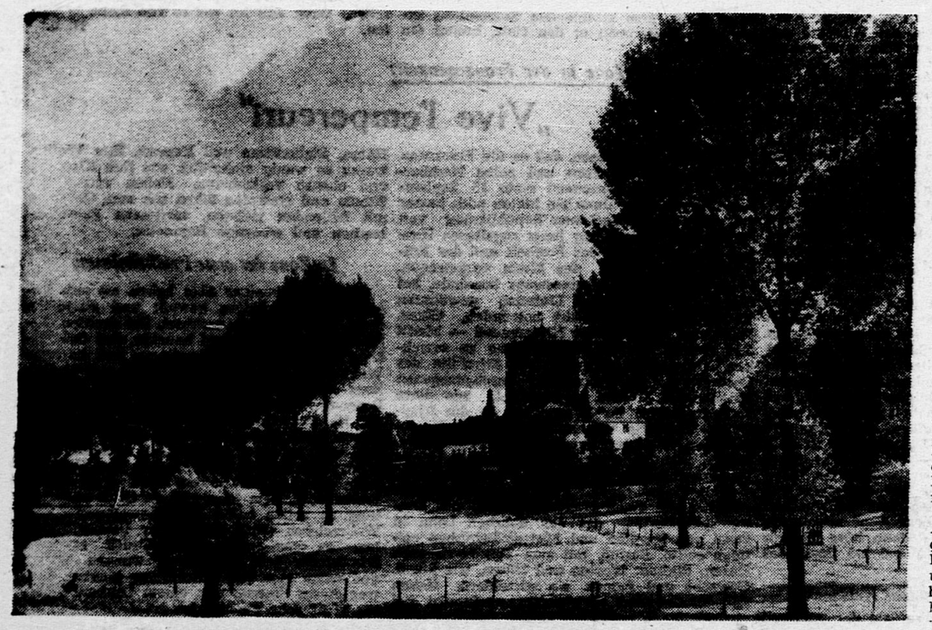
Pfarrer Peter Euck, der Bruder und Nachfolger von Wilhelm Euck, gestattete in den Jahren 1682 und 1683 aus irgend welchen Gründen kein Ausstechen von Lehm. Er ließ sich jedoch von den Pfarrern von Neuenhausen und Elfgen bereden, nicht weiter auf dem Verbot zu bestehen. Die hierüber angefertigte Urkunde trägt als Unterschrift unter anderm die Namen des Vikars Effertz von Gustorf, des Pfarrers Curtius von Neuenhausen und des Pfarrers Schotten von Elfgen. Als Pfarrer Peter Euck starb, kamen die beiden Urkunden in das Haus des Pfarrers Curtius, des Testamentsvollstreckers, wo sie verlorengingen.

Im Jahre 1699 ließ Pfarrer Nikolaus Göbels von Gustorf die Abmachungen öffentlich von neuem bestätigen und auffrischen. Bei dieser Gelegenheit wurde klargestellt, daß nur das Kirchdorf, nicht aber das jenseitige Dorf (Gindorf) das Recht des Lehmstechens hatte. Der Liedberger Amtmann Ferdinand von Roist, zu dessen Bereich Gustorf gehörte, bestätigte die Abmachungen.

Im Jahre 1716 erhob der Pastor Paulus Peltzer, ein geborener Jüchener, sehr nachdrücklich Einspruch dagegen, daß auch diejenigen, die eigenes Land hatten, auf den Pastoratsländereien Lehm holten. Die betreffende Urkunde ist von 11 eingeborenen Gustorfern als Zeugen unterschrieben.

Im Jahre 1768 wurden im Pfarrhause in Neuenhausen die verlorengegangenen Urschriften der vorhin erwähnten Urkunden wiedergefunden und dem Pfarrer Theodor Vincken von Gustorf zurückgegeben. Dieser ließ am 26. Oktober desselben Jahres den Inhalt der Schriftstücke vor versammelter Gemeinde durch den Amtsverwalter verlesen und erklären. Pfarrer Vincken sah sich jedoch später veranlaßt, die Vereinbarungen zu kündigen, weil seine Ermahnungen nichts fruchteten und die Löcher und Gruben verdorben seien. In einem Bittschreiben, das den ganzen hundertjährigen Lehmkrieg aufrollt, rief er die Hilfe des Kurfürsten an. Die Pastoratsländereien könnten, so klagte er, nicht mehr beackert werden. Sie seien wegen ihrer schlechten Verfassung jedem, auch dem Fremden, leicht erkennbar. In jedem Baumgarten, auch im Broich gäbe es Lehm zum Häuserbau genügend, und es sei nicht gerade nötig, daß ausgerechnet die Pastoratsländereien immer herhalten müßten. Selbst auf „Kleedreeschen" seien tiefe Löcher. In den Wirtshäusern prahlten die Gustorfer, sie würden ihren Pfarrer durch Prozesse ermüden. Er, der Pfarrer, habe sonst keine Einkünfte als die Erträgnisse seiner Ländereien. Landesväterliche Hilfe wäre deshalb drinnötig.

Leider sind über den Ausgang des Lehmkrieges, der ein interessantes Licht auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des ehemaligen Torfdorfes Gustorf wirft, keine Urkunden vorhanden. J. B.



„... am Rhein, du schönes Städtchen ..."

Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 10 — Neuß-Grevenbroich, 26. Mai 1951 — 78. Jahrgang

Aus einer Bauernpredigt ...

Jedes Stück Heimat ist heiliges Land, jede eigene Scholle heiliger Boden. Ist es doch dem, der es besitzt und beackert, vom Schöpfer geschenkt, damit er es fruchtbar mache. Der Schöpfer hat es euch überantwortet, damit ihr es behaut und nutzt, Jahr für Jahr und Tag für Tag. Nicht für euch allein, sondern für alle, die zu eurem Volke zählen! Über euch und eurem Besitz, über dem Haus und der Scheune, über euren Feldern und eurem Vieh, eurem Weib und eurem Kind, nicht zuletzt über eurem eigenen Leben hängt der gleiche ewige Himmel mit seiner Sonne, seinen Gewittern, seinem Regen und seinem Segen.

Seht! Das ist eure Welt — das Stück Natur, über das ihr durch die Vorsehung gesetzt seid, euch zu bewahren. Seid ihr verläßlich und werkt zum Guten, so werdet ihr besser daran sein als jeder, der es sich bequem macht und das Seine nicht beisammenhält. Es kostet Mühe und Anstrengung, jahraus, jahrein das, was uns gegeben ist, vor Schaden und Untergang zu bewahren. Beglückend ist es jedoch für jeden Mann, sonn- und feiertags, abends zur Herbstzeit durch sein Eigentum in Feld und Flur zu schreiten, beglückend, das alles unter den schwieligen Händen wachsen zu sehen, um es dann sein eigen zu nennen. Keiner darf stolzer auf den irdischen Besitz sein als der Bauer. Darum ist ihm das Stück Erde heilig, was so unter ihm lebendig geworden ist; ist es doch stark in seinem Wachstum und geheimnisreich in seinem Werden und erinnert ihn täglich an den Ursprung allen Lebens. Den Bauern müssen die Schöpfungen Gottes immer am nächsten sein. Er lauscht hinein in die Werkstatt, aus der die Welt hervorgeht. Im Herbst war es vielleicht noch ein winziges Roggenkorn und lag mit Tausenden seiner Art im Sack auf der Tenne. Im Winter schien es zu sterben und zu vergehen unter Frost und Eis. Im Frühjahr aber sproßte es grün aus den Furchen. Und im Sommer reift es armhoch, mannshoch empor, wiegt sich immer mächtiger im warmen Wind, ist erst saftig grün und wird dann reif und golden, bis sich an seinem Kopfende die kleinen Gefächer auftun: in jedem von den hundert ein neues, zukunftsträchtiges Korn. Steckt nicht in jedem wieder ein ganzer Acker?

Ja! — Aber, nur wenn es die Vorsehung will! „An Gottes Segen ist alles gelegen!"

Und, was wissen wir, ob etwas zum Nutzen ist oder zum Schaden? Gottes Segen ist nicht immer das, was unserem kleinen Nutzen dient. Oft müssen wir lange, manchmal jahrelang, über einem Geschehnis nachsinnen, seinen Sinn zu ergründen. Und selbst dann finden wir keinen Zusammenhang.



„Wenn die Sense singt, und der Wetzstein klingt ..."

Der Riesenteppich
zwischen Erft und Niers

Soeben schickt die Elfgener Morgenglocke ihren Gruß zu mir herüber. Ich trete ans Fenster und lasse meinen Blick über schätzungsweise zehntausend Morgen Aecker lustwandeln. Wohl, zehntausend Morgen! Eine runde Stunde im Geviert! Die Landschaft vor mir ist das Bindeglied zwischen der wegen ihrer Fruchtbarkeit weit und breit gerühmten Gilbach und dem gesegneten Jülicherlande. Im Frühling und Sommer liegen die Felder ausgebreitet wie ein Riesenteppich, grau und grün und gelb und golden. Tausend fleißige Hände werden wach beim ersten Lerchenschlag, und werden nicht müde bis zum Abendrot. Sie sind emsig tätig, den Riesenteppich zu bürsten und zu plätten und mit bunten Farben zu durchwirken.

Ganz im Vordergrunde der zehntausend Morgen Aecker wohnt die hl. Apollonia unter einem Kastanienbaum. Im Hintergrunde streckt sich Elfgen behaglich in einem hübschen Tal. Zur Seite duckt sich Reisdorf wie ein Vogel im Nest. Daneben schläft auf sanfter Höhe unter Bäumen das Kloster Sankt Leonard.

Die Kirchturmhähne von Frimmersdorf, Königshoven, Garzweiler, Elfgen, Elsen, Grevenbroich, Neuenhausen reihen sich im Kreise um ihren Vorturner und Flügelmann, den Kollegen von Gustorf. Windbeutel sind sie alle miteinander. Auf das Kommando ihres Vorturners machen sie rechtsum, linksum, kehrt. Sie dirigieren die Winde, exerzieren die Wolkenschäfchen und leiten die Blitze unschädlich vom Himmel zur Erde. Ueber die Felder sagen sie sich mit eherner Stimme guten Morgen und gute Nacht. Des Sonntags jubeln sie mit den Lerchen im Chor zur Ehre Gottes und richten alle Menschenherzen nach oben. Bei günstigem Winde mischt sich auch der Baß von Jüchen in diesen Klang.

Die Höhe zwischen Elfgen und Jüchen ist Wasserscheide zwischen Niers und Erft. Wie feindliche Schwestern kehren diese Flüßchen einander den Rücken. Die Niers hat mehr Neigung und Sehnsucht zu ihrer Mutter Maas. Die Erft dagegen verlangt nach Vereinigung mit ihrem lieben Vater Rhein.

Im Jahre 1926 haben Erft und Niers, die bis dahin wenig voneinander wissen wollten, sich zu friedlicher Arbeit zusammengetan. In der Erft spiegelt sich seit dieser Zeit der Turm des Großkraftwerkes Frimmersdorf, dessen Rauchwölkchen sich aus den Kohlenflözen zu seinen Füßen ernähren. Weitausholende Masten überqueren mit Riesenschritten die Felder, steigen über die wasserscheidende Höhe und leiten elektrische Energie ans Ufer der Niers, von wo sie, in Licht und Kraft umgewandelt, wieder in unsere Häuser und Betriebe zurückkommt. Niers und Erft und Maas und Rhein sind nicht mehr feindliche Geschwister, die sich fliehen und meiden, sondern Kinder einer Familie, die einander die Hände reichen.

•

Aus Freude hierüber trägt der Westwind den Glockenschlag aus dem Gebiet der Niers über die Wasserscheide in das Gebiet der Erft. Und um die Gemeinschaftsarbeit zwischen früher feindlichen Geschwistern zu krönen, bilden die Masten des Kraftwerkes mit der gelichteten, aber immer noch stolzen Front der Baumriesen an der Neuß—Jülicher Landstraße ein Riesenkreuz.

Maiglöckchen-Margret

Die frühe Morgensonne eines schönen Maientages sandte ihre ersten Strahlen über den Mühlenbusch. Das Vogelkonzert hatte begonnen. Zwei Rehe waren herausgetreten und grasten auf dem grünen Kornfelde. Sie hoben ihre Köpfe und sahen nach dem nahen Gutshofe hinüber. Sie vernahmen Stimmen in der buchenumsäumten Allee, die da den Hof vom fürstlichen Schlosse trennte. Eine Schar Frauen und Mädchen kam im Morgengrauen aus dem nahen Dorf und eilte dem Walde zu. Es war ja Maienzeit! Tag um Tag ging es hinaus, um Maiglöckchen zu pflücken. Ihre Anführerin, die Margret, sie kannte die besten Plätze im Walde, wo die meisten standen.

Unter schallendem Lachen strebten sie dem fürstlichen Busche zu. Am Eingang des Waldes blieben sie stehen. Da hatte der alte Förster gestern eine Tafel am Pfahl anbringen lassen. „Zum Schutze des Wildes ist es verboten, den Wald zu betreten! Rauchen im Walde ist verboten! Achtet auf eure Kinder!" —

„Da soll der alte Murrkopf uns gestohlen werden", sagte Margret. „Wir haben dessen Wald nicht notwendig. Wir durchqueren sein Gebiet und ziehen in den staatlichen Forst. Der gute Hegemeister ist nicht so und gönnt uns die paar Groschen, die wir mit den Blumen verdienen."

Die Margret war die Frau des Tagelöhners, ihres guten Peters, der schon ein halbes Leben auf dem Josefshof in Diensten stand. Sie war frühmorgens zu ihm ans Bett getreten und hatte ihn geweckt. „Peter", hatte sie gesagt, „paß auf, verschlaf' dich nicht. Die Schuhe stehen fertig auf der Bank, und schließ die Tür zu, wenn du gehst. Ich gehe jetzt zum Maiglöckchenpflücken." Ihrer Trine, der Aeltesten, hatte sie am Abend Anweisung gegeben, nicht die Zeit zu verschlafen und dem Kleinen rechtzeitig zur Schule und zur Kirche zu helfen. Sie sollte Küche und Kammer säubern, früh genug das Essen wärmen, damit der Vater am Mittag nicht unnötig warten müsse, da nur eine Stunde Rast war. — So war das schon viele Jahre gewesen, den ganzen Monat Mai hindurch. Da hatte man Gelegenheit, durch die Maiglöckchen zusätzlich einige Mark für die Kinder zu verdienen. Die Schuhe und Kleider waren ja wieder so verschlissen! — Da war es ja auch nicht so schlimm, wenn im Haushalt nicht alles ganz glatt ablief. —

Nun durchquerten die Frauen mit Margret an der Spitze den Wald bis an den Staatsforst hinan. Da ging es gleich ans Werk. Das Gras war sehr naß und die Schuhe so undicht. Aber keiner achtete darauf! Hier standen Maiglöckchen zu Tausenden, und die weißen Blümchen prangten wie gesät zwischen den grünen Blättern. Man brauchte nur um sich zu greifen, um schnell einen Strauß zu haben. So ging die Arbeit unter munterem Schwatzen vonstatten.

Man sang vom munteren Rehlein, dem Jäger aus Kurpfalz, und die Vögel zwitscherten dazu. Die Mädchen banden ihre Schürzen hoch, und bald lag Strauß bei Strauß darin. Auf dem Waldweg schien jetzt schon warm die Sonne, Kaninchen hüpften hin- und herüber, Eichhörnchen sprangen von Ast zu Ast. Das Vogelkonzert war auf „forte" gestiegen. Der Hegemeister war vorbeigekommen und hatte „Guten Morgen" gerufen. Die Frauen setzten sich am Wegrand nieder. Ihre Blumenbündel hatten sie abgelegt. Margret hatte auf ihren großen Wecker gesehen, um zu sehen, wie spät es war. Den Wecker trug sie in ihrer Schürze bei sich. Jetzt machten sie Frühstückspause, faßten ihr Brot mit dem Papier an, denn mit ihren Händen hatten sie ja giftige Blumen berührt. Mit Scherzen und Lachen nahmen sie den Imbiß ein. Die Arbeit war ja nicht so hart. Aber es galt viele Blumen heimzubringen, also nicht zu lange pausen! Unter Margrets Führung ging es nun an der anderen Seite des Weges tiefer in den Wald hinein. Zur Rechten war eine große Fichtenschonung, die man nicht betreten durfte. Hier wuchsen aber auch nur wenige Blumen. Im Laubwald gab es die aber um so reichlicher. Das gesunde, kräftige Lachen erschallte bald mit lautem Echo wieder durch den Wald. Die Stunden vergingen schnell. — Da, ein Rasseln! In Margrets Schoß lief der Wecker ab. Es war 11 Uhr! Das war das Zeichen zum Aufbruch nach Hause. Durchnäßt bis an die Knie zog die Kolonne heim, wieder Margret an der Spitze. Den Weg, den sie gekommen, zogen sie auch heimwärts. Der fürstliche Förster begegnete ihnen und warf ihnen böse Blicke zu. Aber heute hatte er ja keinen Grund, etwas zu bemeckern. —

Zu Hause wurden alle Maiglöckchen in Töpfe, Kannen, Krüge und Gläser mit Salzwasser gesteckt. Kein Gefäß des Hauses blieb leer! In allen Gemächern duftete es. In dem Wasser gingen die Blumen schnell auf, das mußte auch so sein, denn am Abend saß die ganze Familie da und band die marktfertigen Sträußchen, 12 Stück, ein Dutzend in ein Bündel! So packten sie ganze Marktkörbe voll, um am nächsten Morgen mit dem Frühzug in die Stadt zu fahren. Jeder, der sich hier ein Sträußchen ersteht, weiß nicht um die Mühe des Pflückens im heimatlichen Walde.

Aber Margret hat es Jahr um Jahr getan, ihr zur Freude und ihrer Familie zum täglichen Brot. Maienzeit, für andere Freudenzeit, für Margret harte Arbeitszeit. — Ohne Fleiß kein Preis! —

Jos. Ophevs



Die Reiher sind geschlüpft ...

In der Nr. 6 der Beilage Heimatland brachten wir einen spannenden Bericht von „Seltenen Gästen im Mühlenbusch, Beobachtungen am Fischreiherhorst". Der Beitrag fand, wie zahlreiche Zuschriften bekunden, bei unseren Lesern solch großes Interesse, daß wir der Fortsetzung der Beobachtungen gerne Raum geben.



22. 3. Das bewegte und geräuschvolle Treiben des Nestbaus ist beendet. Runde, graue Rücken, gelbe Schnäbel und die gelbringigen Augen schauen aus den Horsten hervor. Die Reiherwiegen sind fertig. Aber nicht alle Vögel sitzen in der Mulde ihrer Burg. Das fällt mir jetzt bei der Ablösung auf. Während einige Vögel tief in der Höhlung hocken, daß nur ihr Schnabel mit dem Schopf sichtbar ist, fällt mir folgendes auf: Mit lautem Kriäh rudert ein starker Vogel auf den von mir beobachteten Horst zu, in dessen Tiefe der Partner sitzt. Der erhebt sich nun, reckt sich kurz zur Begrüßungszeremonie und fliegt ab, als der andere mit Konterschlag, mit weit vorgestrecktem Halse und vorgespreizten Ständern auf dem Horstrand landet. Von dem hohen Rand tritt der Reiher vorsichtig in die Muldentiefe, schiebt etwas mit dem Schnabel hin und her (ich nehme an, daß er die Eier wendet), dann läßt er sich umständlich nieder, aber so, daß die Brust auf dem Horstrande ruht. Die leicht geöffneten Schwingen helfen den schweren Oberkörper stützen. Warum diese Haltung? In der Nestmulde hockt sich's doch bequemer! — Während der nächsten Stunde erhebt sich mein Vogel mehrmals bis zur halben Höhe, dreht sich ein wenig, nimmt dann wieder die gleiche Stellung ein. Er liegt nicht in der Mitte, er hockt so auf dem Rand, daß sein Hinterteil in der tiefsten Rundung liegt. Und endlich, er erhebt sich zur vollen Größe, stochert in der Höhlung herum, reckt sich und steht stelzig hoch auf dem Burgrand. Aha, er hatte, pardon! sie hatte nicht umsonst ihr Hinterteil in die Nestmitte praktiziert, sie hat eben ein Ei gelegt. — Das konnte der vorige Vogel ja nicht, drum hatte er auch nur zu brüten, und zu dem Geschäft durfte sich der gnädige Herr bequem mitten ins Nest setzen. — Nun steht mein Vogel da, stolz, erhaben, läßt den scharfen Wind durch sein Gefieder blasen. Er wartet jetzt auf seine Ablösung. Das dauert manchmal 6 bis 8 Stunden, das weiß ich von meinen Beobachtungen im Heltorfer Park. Dort konnte ich vor Jahren das Reiherleben aus einem verdeckten Horchstand betrachten, sah in die benachbarten Horstmulden hinein. Dort beobachtete ich, daß während der Lege- und Brutzeit der Horst stets von einem Partner besetzt blieb, weil sich so viele Krähen herumtrieben, die auf die enteneigroßen Reihereier sehr erpicht sind.

Krähen stiebitzen Reihereier

Da sah ich doch einmal, als einige Buben lärmend an der Reiherkolonie vorbeizogen, wie einige Vögel hochgingen, daß sich im gleichen Augenblick die Krähen auf die verlassenen Nester stürzten. Ein Rabenvogel polterte, im weitgespreizten Schnabel ein grünliches Reiherei schleppend, im Flatterflug schräg ins Unterholz, vom Gewicht hinabgezogen. Dort auf dem Waldboden hob eine laute Keilerei an, ein schwarzer Wust sich prügelnder Krähen wälzte sich über das Moos. Dann blieben nur einige ausgerupfte und zerzauste blauschwarze Federn und ein paar grünliche Schalenreste übrig. — Gib acht, mein stolzer Vogel, auch hier sind die listigen Krähen! — Die Horstbindung der Tiere ist aber so stark, daß sie das Gelege nicht ohne Schutz lassen. —

27. 3. Sturm, Regen und Plackschnee! — Was machen meine Reiher? In den Kronen heult und faucht der Wind, der den Regen mit Wucht durch die Zweige peitscht. Auf jedem Horst wölbt sich ein grauer Rücken, eine Halbkugel. Hin und her schwingen, pendeln die Buchenkronen im Rhythmus der Böen. Da, ein Windstoß wirbelt dem brütenden Vogel das Rückengefieder hoch. Das scheint ihm nicht zu behagen. Mühsam streckt er sich, gegen den Wind gestemmt, steht halbhoch, dreht sich mit dem Schnabel in die Windrichtung, neigt sich nieder und rührt mit der Schnabelspitze in seinem Schatz. Ob er die Eier wendet? Der Sturm bürstet sein Halsgefieder und plustert es durch. Dann knickt er langsam, während er zuerst rechts, dann links nach den Eiern schaut, wieder nieder. Seht an! Den Hals eingebogen, den Schnabel ins Gefieder gesteckt — ach bitte, nur ein Viertelstündchen! — Der hat aber die Ruhe weg!

Das Brutgeschäft dauert 28 Tage

Da der Großvogel im Abstand von 2 Tagen ein Ei legt, ein Gelege manchmal 5 Eier zählt, so dauert das Brüten 28 bis 36 Tage. Schade, hier im Mühlenbusch kann ich das Schlüpfen nicht beobachten. Hier kann ich nicht aufsitzen, im Einblick in die Horstmulden zu bekommen. 1938 hatte ich die Möglichkeit, vom Hochstand aus geringer Entfernung, dazu noch mit einem guten Glas ausgerüstet, das Schlüpfen zu verfolgen. — Noch sitzt der brütende Vogel fest. Lärm und Krach in der Nähe treiben ihn nicht mehr auf. Die Bindung an den Horst ist eine absolute geworden, denn unter ihm pocht schon das Leben. Der Großvogel, plätt in der Mitte, wölbt häufig den Rücken, neigt den Kopf und lauscht unter sich. Dort pulst und pocht und klopft das erwachende Leben. Da stellt sich der Vogel hoch, voller Unruhe, er neigt den Kopf, verfolgt mit scharfen Augen bei schräghaltenem Haupt den Schlüpfprozeß. Dann hackt er sich plötzlich wieder nieder, um mit seinem wärmenden Leibe alles zu bedecken, lauscht aber mit schiefem Halse hinab in die Nestmulde. Am nächsten Tage liegt unter dem Horst auf dem weichen Waldmoos die grüne Schale des Reihereies, das runde Ende sauber abgemeißelt. Nach weiteren 2 Tagen finde ich die zweite, dann am 6. Tage wieder eine Schale. Drei Junge sind im Abstand von je 2 Tagen geschlüpft. —

Besuch im Mistwetter

28. 4. Ist das ein Wetter! Bindfäden regnet's. Die Reiher bei diesem Wetter besuchen? Bei Sonnenschein ist das ja leicht zu machen, gewiß, aber mich interessiert es nun, was sie bei diesem Mistwetter machen. Na, so schlimm wird es ja nicht werden, also los! — So komme ich zur Reiherkolonie. Vier junge Forstleute stehen auf dem Wege, schauen hinauf und fachsimpeln. Während ich mein Stahlroß an den Wegrand lege, höre ich von Bussard, Sperber, Uhu u. a. reden, trete mit einem „Guten Tag! Was machen die Reiher?" hinzu. „Sind geschlüpft", ist die kurze Antwort und man dreht mir den Rücken. — Hm! Ob ihnen der Regen ins Gemüt geplatscht ist? Ich fühle mich recht komisch angehaucht. Vielleicht denken sie vier, ich sei plemplem, bei so einem Mistflutwetter mit dem Feldstecher in den Mühlenbusch zu laufen, naß wie die Katz, mit Klamotten zum Auswringen. Gut so, aber ich habe meine Freude daran, an meinen Reihern, und nichts kann meine „verwässerte sonnige" Laune trüben. — Unter einigen Horstbäumen finde ich Eierschalen, unter andern liegen keine. 12—15 mögen schon geschlüpft sein. Hier möchte ich wieder einige Heltorfer Beobachtungen einflechten, die Aufschluß geben über die ersten Fütterungen.

In der Mulde des Horstes liegen drei unförmige Wesen, zu einem Wust zusammengeschmiegt. Dünner, grauer Flaum umhüllt den Körper, läßt den Hals frei, unter dem zwei nervöse Flügelstummelchen zucken. Stumpf und keilförmig glänzt der lackschwarze Schnabel. Der Kopfputz, klein und dürftig, schmückt schon die kleinen Häupter, kann schon aufgerichtet werden, was recht drollig aussieht. Zwei der Reiherlein sind schon recht rege und kräftig, eins ist noch feucht, scheint eben erst geschlüpft zu sein. Matt, den schlenkernden Hals gegen die Geschwister gelehnt, drückt es sich gegen die warmen Leiber der andern. Ob das schwache Tierlein von dem gespendeten Futter einen Happen abkriegt? Bleibt ihm was übrig? Mich dünkt, daß die kleinen Grobiane ihm nichts lassen werden. Der Großvogel, der hoch auf dem Horstrande steht, läßt die warme, lebenspendende Sonnenwärme über seine Jungen strömen, läßt sie im Lichte baden. Er scheint sie gefüttert zu haben und wartet schon längst auf die Ablösung. Die Sonne versteckt sich nun hinter den Wolken, der Schatten huscht über den Horst, da hudert der Vogel die Kleinen, hockt sich nieder und deckt sie wie eine Glucke zu. — Ja, man fasse sich in Geduld!

Nichts für kribbelige Leute

Endlich erhebt sich der Großvogel wieder. Merkwürdige Kau- und Schluckbewegungen führt er aus, bei denen die Augen eigentümlich starr erscheinen. Im Herunterneigen zu den Jungen entgleitet seinem Schnabel, seinem Kehlsack, ein Fisch, bleibt in der Spitze des Schnabels eingeklemmt. Diese Speise hält er vor die kleinen Schnäbel. Die beiden älteren Nesthocker hämmern drauflos auf diese schon gut vorverdaute Fleischmasse, schlagen Fetzen ab, die sie mit Schmatzen verputzen. Oft treffen sie den hinhaltenden Schnabel des Altvogels. Welch ein Eifer bei dem Gehacke! Den Kleinen fällt der Kopfputz über die Augen. So eine Freßgier!

Und das Nesthäckchen?

Kann sich nicht rühren, noch kann der schlenkrige Hals das Köpfchen nicht tragen. Wie sollte da das Schnäbelchen schon hacken können?! — O weise Mutter Natur! Wie wunderbar hast du doch alles eingerichtet! Hast du dem Reiher Verstand gegeben? — Ein seltenes Schauspiel bietet sich meinen Augen: Während die zwei Starken den gebotenen Fisch hakken und ihr ganzes Augenmerk darauf richten, speit der Altvogel schnell und unbemerkt von den beiden dem schwachen Neuling einen zähen Brei direkt vor den Schnabel, beschäftigt dann sofort wieder die andern, indem er ihnen den Fisch vor ihren Schnäbeln zurechtlegt. Gierig verschlingt inzwischen der kleine Matz sein Futter, restlos verputzt er es. Dann bekommt er die zweite Ladung vorgesetzt, ebenso schnell und von den gierigen andern unbemerkt. Unser Piepmatz bekommt also seine Sonderfütterung, eine Extrawurst gebraten. Hätten das die großen bemerkt, sie wären über den leckeren Brei hergefallen, hätten in ihrer Wendigkeit und Kraft den Zwerg an die Wand gedrückt, ihn zum Hungertod bestimmt. Dem kleinen Tier wäre gar keine Lebensmöglichkeit geblieben. So aber sorgt der Großvogel dafür, daß das Nestküken auch groß und stark wird, um sich seine Brocken nachher selbst zu ergattern. —

Es ist eine falsche, irrige Ansicht, daß der Reiher seine Jungen in den Schnabel oder Schlund hineinfüttert. In den ersten Tagen würgt und speit er halbverdaute Nahrung aus seinem Kehlsack vor die Schnäbel, später kann die Nahrung fester sein und wird mit besonderen Zeremonien gefordert und gegeben

Wohnung wird aufgestockt

8. 5. Es ist ein warmer Nachmittag, ein lauer Wind streicht durch die Buchen, läßt die Kronen leise schaukeln. Ich sehe den Altvogel auf dem Horstrand stehen, den Blick zum nahen Rhein gewandt. Er wartet auf seinen Partner. Da streicht er von Neuenberg her heran, sendet von der neuen Schonung her schon sein Krüh. Er baumt beim leeren halbabgebauten Horst auf, greift ein Reis und kommt im Flatterschwung heräber, reicht mit den früher beobachteten Zeremonien das Baureis. Ungefähr zwei Stunden bauen die Alten an dem Horstrand, erhöhen ihn. Warum bauen sie jetzt den Rand höher, da zappelndes Leben die Burg bevölkert? Haben die Tiere Verstand, der ihnen die Absturzgefahr der Jungen vor Augen führt? Jedenfalls ist es eine vorbeugende Maßnahme, die vielleicht durch tausendjähriges Geschehen instinktiv getätigt wird.

12. 5. Beim Aufliegen des Futterbringers schwingt der eine Altvogel ab. Ein Gewühl muß im Horst sein, denn das keckert, schnalzt und zwitschert da oben. Schade, daß ich nicht hineinschauen kann! Spitze Schnäbel stoßen nach oben gegen den gesenkten Kopf des Alten. Ich höre sogar, daß die kleinen Schnäbel gegen die Seiten des Elternschnabels schlagen, sehe, wie sie sich in ihm verbeißen, als wollten sie ihn zu sich herabziehen. Das sehe ich nun bei jeder neuen Fütterung — ein schönes Zeremoniell! — Komm, gib her, was du im Kropf hast! — Bedächtig tritt der Alte von einem Fuß auf den andern, streckt den Hals, schluckt und würgt, zuckt dann mit dem Kopf schlagartig zur Mulde nieder und — dann höre ich nur noch ein Schnalzen. Der Vogel hat ihnen das Futter vorgespien —

Reiher füttern aus dem Kehlsack

Ich sah früher einmal zu, als der Altvogel seinen Kehlsack leerte. Keckernd reckten sich die Jungen zum Elternschnabel auf, umklammerten ihn, zogen ihn herab, um ihn zum Speien zu veranlassen. Stürmisches Bitten mit Strangulieren. — Gib her, was du hast! — Und dann schnappten die größeren Jungen ein Fischlein, einen Frosch aus dem Kloß, während das Nesthäkchen an die Wand gedrückt wurde, vergeblich sich mühend, an die Atzung zu kommen. Hoch vom Horstrand her verfolgte der Alte jede Bewegung seines Kleinsten, führte ihm fortwährend die Schnabelspitze nach, dabei die Prügelei der andern beobachtend. Plötzlich spritzte und klackte er dem Jüngsten durch den fast geschlossenen Schnabel einen zähen Brei vor, den dieser eiligst verschlang. Die Mahlzeitreste verschluckte der Altvogel dann, worauf sich die junge Gesellschaft zusammenkuschelte und schlief. Da fiel mir aber nach einer Weile auf, daß der Wächter seinen Ausguck für einen Augenblick unterbrach, mit der Schnabelspitze das Sorgenkind anstieß und ihm einen Brocklofen vorspie. So bekam dies sogar noch einen Nachtisch serviert, während die andern müde und träge weiterschliefen.

Elternsorgen

Ein Wetter zieht heraus, schon fallen die ersten Tropfen. Ich sehe, daß der Wachvogel mitten in die Mulde tritt, vorsichtig tappst, daß er seine Kinderchen nicht tritt. Dann knickt er langsam ein. Aber immer zuckt er nochmal hoch. Ob sich ein Junges zwischen seine Ständer klemmt? So fährt er noch zehnmal in die Höhe, dann aber kuschelt er sich tief in die Mulde, die Kleinen ganz bedeckend. Die sind jetzt geborgen, denn es prasselt starker Regen, mit Hagel vermischt. Ich höre die Hagelkörner gegen Stamm und Aeste knallen. Sie trommeln da oben auch auf den Reiherbuckel (und mir läuft der Regen in den Kragen, brrrr!). Doch bald ist das Wetter vorüber und golden leuchtet die Sonne wieder, spiegelt sich in allen Spektralfarben an Blatt und Gras. Da erhebt sich der Alte im Nest, erhebt sich zu wunderlicher Figur, dem strahlenden Sonnenlicht zugewandt. Hoch reckt er den Hals, breitet die Flügel aus, spreizt die breiten Schwungfedern und läßt das warme Sonnenlicht sie überstrahlen, läßt den schwachen Wind hindurchstreichen. Ein schönes, eigenartiges Bild! Ein Bad in Licht und Luft! — Ja, ein Bild von unerhörter Schönheit, ein Reiher im Sonnenbad! Der Kopf ist gen Himmel gewandt, die Flügel gesenkt, daß sie den Körper einrahmen wie ein Schild, so ist der schlanke Leib der Sonne preisgegeben. Regungslos steht der Vogel. Dann vibrieren langsam die Schwingen, öffnen sich mehr und mehr, senken sich zu den Seiten nieder. Endlich klaffen sie weit vom Körper, die Spitzen der barten Schwungfedern stützen sich neben den Zehen auf den Horst. Wie rinnendes Silber fließt das Halsgefieder den schlanken Körper herab. Schopf und Schmuckfedern spielen. Da gleitet der Blick zur Seite, herrlich, ein edler Vogel, ein stolzer Wildling! Dann stützt er würdevoll mit leichter Knickung den Kopf auf die Halskrümmung. Fürwahr ein Bild, das sich selten bietet!

Erste Flugversuche

17. 5. Was flattert denn da oben im Horst? Der alte Vogel steht drei Meter daneben und sonnt sich auf dem dürren Ast. Da stehen zwei Reiherssprößlinge halb aufrecht im Horst. Stehen ist zwar zuviel gesagt, denn sie knicken gleich wieder ein. Ein Weilchen halten sie sich auf ihren Ständerchen schon. Sie richten sich auf, dann versuchen sie fuchtelnde und schlenkernde Flügelbewegungen zu machen. Da sehe ich ihre noch bloßen, eiförmigen, noch mit grauen Daunen bedeckten Leiber. Ihr Kopfputz ist schon sehr beweglich, steht schwarz und stachelig wie die Holle der Alten. Am Flügelrand zeigen sich die Schwungfedern noch in ihren Speilen, an deren Enden schon die kleinen Pinsel herausschauen. Ob sie ihren Eltern schon die Flugbewegung nachmachen wollen? Ob sie selbst den Drang zum Fliegen in sich verspüren? Putzig sieht es aus, wenn sie ihre Flatterversuche machen, sich dabei kaum auf den Stelzen halten können. Wenn die Jungvögel ihre ersten Flugversuche unternehmen, sie sind dann über 50 Tage alt, dann wollen wir sie weiter beobachten.

Die Speisekarte

Nun noch kurz, was ich früher unter Horstbäumen fand, woraus ich auf das Reiherfutter schließen konnte. Was der Vogel nicht verdaut, das speit und würgt er wieder aus. Unverdauliche Stoffe, wie Gräten, Knöchelchen, Gewölle fand ich in den hunderten Speiballen am Waldboden, die verrieten, daß die Horstinsassen großen Appetit hatten an reich bestellter Tafel. Federreste fand ich keine, demnach stellt der Reiher keinen kleinen Vögeln nach. Aber da war ein Fellzeug, das von Mäusen oder Ratten stammte, vielleicht sogar vom Maulwurf. Ein Förster sagte mir damals, daß Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Frösche und Schlangen, Kolbenwasserkäfer, Gelbrandkäfer, auch Stichlinge, Rotaugen, Schleie, Karauschen und junge Hechte in den Reihermagen wandern. An der Meeresküste soll sogar die Wollhandkrabbe ein begehrter Leckerbissen sein. Schadet der Vogel so unserem Fischbestand, so ist das bei der geringen Zahl der Reiher nicht so schlimm. Den Fröschen, Mäusen und Ratten rücken sie aber zu Leibe, und das wollen wir ihnen danken.

Noch einen Monat müssen wir warten, um die ersten Startversuche unserer Jungvögel zu sehen. Dann will ich weiter von ihnen berichten.

H. E.

Dormagen und Zons in der Franzosenzeit:

„Vive l'empereur!"

Man kann nicht sagen, daß es die Franzosen gewesen sind, die Zons und seine Nachbarorte in den Freudentaumel eines 13. September 1804 gezogen. Denn sie lebten noch immer als die frischgebackenen Republikaner von 1789 in der Vorstellung jener regellosen Haufen, die ihre Fahne der Freiheit und der Brüderlichkeit bis an den Rhein vorgetragen. Diese Rotten waren keineswegs imstande, bei einem an Zucht und Ordnung gewöhnten Volke, das, soll es sich entzünden, Glanz, Farbe und — tragender Hintergrund — Macht und Stärke braucht, Begeisterung zu erwecken. Man sieht förmlich die Stirnfalte des Chronisten, die unmutig herabgezogenen Mundwinkel, wenn er berichtet, wie diese Freiheitsapostel ihr Evangelium in die friedlichen Rheinorte trugen. Wären nicht die fanatischen Gesichter, die drohenden Waffen gewesen, man hätte an eine Maskerade, einen Fastelovendscherz der Kölner denken können, die als Tippelbrüder, als abgerissene Landstreicher auf einen Heiterkeitserfolg der Zonser spekulierten, der den üblichen Lohn in Form von Krapfen und Mutzemändelchen zeitigen sollte. Barfuß, mit zum Teil zerrissenen Hosen, Röcken, Westen und Hüten, wie Stand, Gewerbe und Armut sie schneidern, färben und der Gebrauch sie abnutzt, verschmutzt und verschleißt, so zogen sie einher, das strähnige, ungepflegte Haar unter dreieckigen oder runden, manchmal mit Wachstuch überzogenen Hüten, Stallmützen und Kappen. Ihre Waffen waren so wenig einheitlich wie ihre Kleidung und ebenso verkommen. Neben verrosteten Säbeln und stumpfen Piken sah man Gewehre mit fehlenden Hähnen, zerrissene Patronentaschen und schartige Bajonette.

In Zons der erste Freiheitsbaum

Nichtsdestoweniger aber haben sie sich Respekt zu verschaffen gewußt und allerorten ihren Freiheitsbaum errichtet. Sie drohten, befahlen, requirierten und hausten, daß den Geängstigten die Augen übergingen und sie ohne Widerstand den neuen Herren sich fügten. Zons hatte die Ehre, als erstes im Kanton Dormagen den Freiheitsbaum zu erhalten, der am 15. Dezember 1798 inmitten des Marktplatzes errichtet wurde. Er war über und über mit weiß-rot-blauen Fähnchen besteckt, die kirmeshaft ins Blickfeld stachen, und ihm zur Seite prahlte auf hohem Pfahl der eiserne Freiheitshut, dem jung und alt Gruß und Achtung zu zollen hatte. Zur Einweihung dieser Wahrzeichen ward ein großer Umzug bestellen, an dem außer den Behörden auch die Schulkinder teilzunehmen gezwungen waren, und wenn man dem Chronisten glauben darf, war dieser Festzug von einem Leichenbegängnis nicht sehr verschieden.

War nun die Herrschaft der Republikaner einem trüben, frostigen Tage vergleichbar so